

du mit mir nichts zu tun haben wollen solltest!“, hat er mich an diesen Abend auf der Freizeit erinnert und mir gezeigt, dass ich an dem Abend einen Bund mit ihm eingegangen bin. Und auch wenn ich den Bund gebrochen und verlassen habe, hat er diesen Bund niemals vergessen und sich an sein Versprechen gehalten!

Auch wenn wir als Teenager schon Gott gesucht und uns gegenseitig im Glauben ermutigt haben, waren wir doch trotzdem alle keine Kinder von Traurigkeit, wie man so schön sagt. Wir haben früh angefangen zu rauchen und mit den älteren Jungs zusammen zu trinken. Ich erinnere mich noch genau, wie wir uns an dem Geburtstag eines meiner Freunde zum ersten Mal hinter dem Holzhaufen eine Zigarette geteilt haben. Kurze Zeit später waren wir sehr junge Kettenraucher. Mit 15 haben Samuel und ich auf unserer letzten Freizeit mal versucht, das Rauchen wieder zu lassen, aber es nicht geschafft.

Da wir auf dem Dorf aufgewachsen sind, war Alkohol ein ständiger Begleiter. Für uns war es normal, dass wir schon sehr früh jedes Wochenende genutzt haben, um uns komplett abzuschließen. Wir tranken harten Schnaps und waren stolz drauf, wie voll wir waren. Das war scheinbar ein Zeitgeist, denn auf einmal fingen in den Nachrichten die Berichte über eine Generation der Komasauf-Jugend an. Aber anstatt gewarnt oder schockiert zu sein, fanden wir es sogar cool. Das motivierte uns erst recht dazu, uns jedes Wochenende komplett die Lampen auszuknipsen. Vielleicht fragst du dich, ob wir diese Art zu leben nicht als Widerspruch zu unserem Glauben gesehen haben, und das ist eine berechtigte Frage. Wir haben zwar über den Glauben gesprochen und uns immer wieder darüber ausgetauscht, aber ehrlich gesagt denke ich heute, dass wir unsere Entscheidung für Jesus zwar ernst gemeint hatten, ihn aber nicht konsequent Herr über unser Leben haben sein lassen. Unser Glaube hat unser Leben nicht verändert und zu einem christlichen Lebensstil geführt, sondern war eher eine Addition zu unserem alten Leben.

In unserem damaligen Umfeld lernte man auch schnell andere Typen kennen. Die einen setzten auf Gewalt als zusätzliches Ventil für ihre angestauten Emotionen und die anderen auf Drogen. Da war für meine Freunde aber ein Wendepunkt erreicht: Während ich sehr offen und anfällig für weitere Extreme war, haben sie an diesem Punkt einen Schlusstrich gezogen. Ich hingegen wurde von den Drogen und dem Extremen auf seltsame Weise angezogen – je mehr ich kennenlernte, desto mehr. Ich wollte das komplette Programm, die ganze verdorbene Welt. Die tat sich nun langsam vor mir auf, aber getarnt im Licht der Party, sodass ihr wahres Angesicht kaum zu erkennen war. Und der Sog zog mich immer weiter. Es fing mit 15 Jahren an. Da rauchte ich zum ersten Mal Marihuana. Das wurde mir aber sehr schnell zu langweilig, da man nach dem

Konsum so viel verpasste. Dann lernte ich andere Drogen kennen. Und zwar Drogen, die einen tagelang wach sein lassen und einem auch eine „neue Dimension“ eröffnen. Diese Drogen wurden schnell zum Inhalt meines Lebens. Natürlich bemerkte meine Mutter die Veränderung, aber ich ließ mir von niemandem etwas sagen oder verbieten. Egal was sie an Regeln oder Maßnahmen versuchte, ich ignorierte sie einfach und machte mein Ding. Denn es war nicht nur die Droge, die mich anzog, sondern viel mehr das Extreme! Das Leben in einer Gesellschaft fern von dem, was der Durchschnittsbürger kennt: Das war es, was ich wollte. Und darauf ließ ich mich auch ein, mit jedem Schritt ein bisschen mehr. Ich ging bis zu dem Punkt, an dem auf einmal der dunkle Vorhang aufging und ich sah, dass auf der Bühne meines Lebens nur noch ein Haufen Scherben lag.

Die erste Ahnung davon, wie tief ich wirklich gefallen war, bekam ich an meinem 18. Geburtstag, als ich allein, innerlich zerstört, voller Drogen und Frustration in einem Spielcasino saß und mein letztes Geld den Automaten runterlaufen sah. In dem Moment erkannte ich zum ersten Mal, dass ich wirklich im Eiltempo mein Leben gegen die Wand gefahren hatte. Für die meisten Menschen ist ihr 18. Geburtstag etwas Besonderes. Für mich war es der Tag, an dem ich zum ersten Mal gemerkt habe, dass ich allein bin. Niemand meiner sogenannten Freunde wusste, dass ich Geburtstag hatte. Keiner rief mich an oder wollte mir gratulieren. Alle Beziehungen, die ich noch hatte, waren auf gegenseitige Abhängigkeit im Kontext von Drogen aufgebaut. Die einzigen Menschen, die sich noch für mich interessierten, gehörten zu meiner Familie, aber in den vergangenen Jahren hatte ich so viel Schuld und Scham ihnen gegenüber auf mich geladen, dass ich jeden Kontakt zu ihnen zu vermeiden versuchte. Ich war allein. Einsam und ernüchtert.

Und dennoch, trotz dieser tristen Erfahrung, war damals noch nicht der Punkt erreicht, an dem ich nicht mehr so weitermachen wollte. Die einzige Konsequenz, die dieser Tag für mich brachte, war, dass ich ab diesem Zeitpunkt nicht mehr nach Jugendstrafrecht verurteilt werden würde, wenn etwas passieren sollte. Also lebte ich mein Leben wie zuvor und rannte immer weiter ins Verderben und in die Einsamkeit. Niemand war mehr da, dem ich etwas bedeutete. Die einzigen „normalen“ Beziehungen, die ich noch hatte, waren die Arbeitskollegen in meiner Ausbildung. Die Kreise der Menschen, in die ich gerutscht war, waren so asozial (im wahrsten Sinne des Wortes), so fern von jedem normalen Leben, dass ich sogar nach und nach die Fähigkeit verlor, eine normale Konversation zu führen. Verschiedene Vokabeln waren einfach nicht mehr vorhanden, meine Zunge schaffte es nicht mehr, deutlich zu artikulieren, wahrscheinlich aus mangelnder Praxis und immer weiter abnehmender Gehirnfunktion durch den Drogenkonsum. Irgendwann hatte mein Körper dann wirklich keine Kraft mehr. Ich war

nur noch ein wandelndes Nervenbündel. Ich schaffte es nicht mehr, meinen Körper unter Kontrolle zu halten. Ich zitterte andauernd und meine Arme und Beine schlugen unkontrolliert aus.

Ich war am Ende.

Ich wollte nur noch frei werden von alledem. Einfach nur noch raus! Auf die eine oder andere Weise. Natürlich habe ich mit dem Gedanken gespielt, mir einfach das Leben zu nehmen, und mir immer wieder überlegt, was die beste Methode dafür wäre. Aber ich hatte mir als Ziel gesetzt, mein Leben nicht selbst zu beenden, solange noch ein letzter Rest der Drogen in meinem Blut nachzuweisen war. Ich wollte vermeiden, dass irgendjemand sagen könnte: „Er hat die Drogen nicht vertragen und kam daher nicht mehr klar.“ Aber den Status ohne Drogen im Blut gab es irgendwann nicht mehr. Ich hatte einfach keine Hoffnung mehr. Das hätte ich damals natürlich niemals zugegeben, aber in meinem Herzen gab es nur noch den einen tiefen Schrei: „Ich will hier raus!“ Ich wollte nicht mehr leben.

Weiter oben hatte ich geschrieben, dass Gott keinen Grund hatte, mich zu retten, und zwar deshalb, weil ich ihn gerade in dieser Zeit öffentlich so schlecht gemacht habe. Nach meiner letzten Jugendfreizeit im Alter von 15 Jahren hatte ich mich vom Glauben abgewandt, in ziemlich kurzer Zeit, da der Glaube, auch wenn ich sehr interessiert gewesen war, nie wirklich tiefe Wurzeln in meinem Leben geschlagen hatte und einfach nicht mehr vereinbar mit meinem Lebensstil war. Vermutlich waren die Drogen und ihre euphorisierende Wirkung auch nicht ganz unschuldig daran, dass ich mich über meinen Kinderglauben erhaben fühlte und nichts mehr damit zu tun haben wollte.

So habe ich nach meiner Abkehr vom Glauben die ganze Zeit blasphemische Reden geschwungen und Leute, die an Gott glauben, als dumm und schwach bezeichnet. Sie seien Menschen, die ihr Leben nicht allein auf die Reihe bekämen und deshalb Opium fürs Volk schlucken müssten, um ihre Leidenschaften zu unterdrücken und ihrer Seele falsche Erlösung zuzusprechen. Und je mehr mein Leben vor die Hunde ging, desto mehr habe ich nach außen hin so getan, als wäre ich selbst Gott. Jeder, der an Gott glaubt, würde an ein Hirngespinnst glauben, das irgendwann erfunden worden sei, um den Menschen das Geld aus der Tasche zu ziehen. Ich hatte sogar einen Arbeitskollegen, der offen dazu stand, Christ zu sein, und immer wieder mal versucht hat, seinen Arbeitskollegen von Jesus zu erzählen. Jedes Mal, wenn er damit anfang, habe ich mein Halbwissen genutzt, das ich noch von den Freizeiten kannte, um alles zu entkräften, was er sagte, und ihn möglichst lächerlich darzustellen. Bei jeder Gelegenheit, die es gab, habe ich gegen Gott geredet, egal mit wem! Ich habe Gott immer denunziert, verleugnet und alle Gläubigen als Idioten dargestellt. Und dennoch, in meinen dunkelsten Stunden,

immer wenn das Spotlight der Partys aus war und ich alleine mit mir selbst war, gezwungen, den Trümmern und der Verzweiflung meines Lebens in die Augen zu schauen, kam der sehr leise Ausspruch über meine Lippen: „Gott, wenn es dich wirklich gibt, bitte hol mich hier raus!“

Natürlich war in diesem „Gebet“ keinerlei Glaube oder Hoffnung, aber dennoch war es das, was in den Tiefen meines Herzens noch da war, wenn alles leise wurde. Und obwohl es überhaupt keinen Grund dazu gab, hat Gott doch gehandelt und nach und nach angefangen, mich zu retten. Denn Gott ist treu, auch wenn wir untreu sind, und hält sein Versprechen, jeden zu retten, der irgendwie seinen Namen anruft.

An dieser Stelle will ich die erste Pause in meiner Erzählung machen. Es ist mir nämlich sehr wichtig, hier ein paar Dinge klarzustellen! NIEMAND ist zu böse für Gott! Du kannst nicht zu schlimm sein für Gott. Es gibt keine Sünde, die er nicht vergeben möchte. An meiner Geschichte kannst du sehen, dass ich ein Leben gegen alles, was gut und von Gott ist, geführt habe. Ich habe auch viele Dinge getan, die ich in diesem Buch nicht explizit aufgeschrieben habe. Darum soll es hier auch gar nicht gehen, sondern es soll um die Güte und Gnade unseres liebenden Vaters im Himmel gehen, der möchte, dass alle Menschen wieder zu ihm nach Hause kommen. Ja, auch du.

Vielleicht kannst du das nicht glauben, da die Kirche für dich nur ein Ort für Heilige ist, die keine Probleme haben, ein langweiliges Leben führen und sich immer brav an alle Gesetze halten. Vielleicht hast du sogar erlebt, dass einzelne Menschen in Kirchen dich schräg angesehen haben, weil du nicht in ihr Bild gepasst hast. Aber das sind leider die falschen Repräsentanten der Kirche. Die wahre Kirche ist kein Gebäude, sondern die Versammlung derer, die in ihrem Leben ernsthaft beschlossen haben, Jesus immer ähnlicher zu werden. Das beinhaltet vor allem, Jesu Worten zu glauben und sie im eigenen Leben anzuwenden und die eigene Vorstellung, wie Dinge sein müssten, immer weiter verändern zu lassen.

*Er [Jesus] muss wachsen, ich aber muss abnehmen.
(Johannes 3,30; SLT)*

Und da kommen wir an den entscheidenden Punkt. Die wahre Kirche wird immer versuchen, Jesus ähnlicher zu werden, und das markanteste Kennzeichen von Jesus war, dass er gerade für die Menschen ein Herz hatte, die alle anderen in der Gesellschaft als unwürdig und unheilig bezeichnet haben. Deswegen haben sich auch viele Menschen über Jesus aufgeregt, vor allem die religiösen Leiter, aber Jesus hat auf das Ganze nur in einer Weise reagiert: Er hat jeden dieser Verstoßenen und Verlorenen aufgenommen,

geheilt und gerettet. Ja, er hat diese Leute sogar öffentlich erhoben und höhergestellt als die religiösen Leute.

Dabei denke ich an die Geschichte von Maria, der Prostituierten. Jesus war zum Essen eingeladen, bei einem der religiösen Leiter, aber während sie aßen, kam eine Frau herein, die bei allen in der Stadt als Prostituierte bekannt war. Sie unterbrach das Treffen einfach und trat von hinten an Jesus heran. Als sie schließlich vor Jesus stand, fing sie bitterlich an zu weinen, aber nicht, weil sie verurteilt und verstoßen wurde, sondern ganz im Gegenteil: Sie war überwältigt von der Gnade, der Liebe, der bedingungslosen Annahme und der Vergebung in Jesu Blick und vor allem in seinen Taten. Er hatte sie zuvor von Dämonen befreit, die sie schon lange gequält hatten. Als sie merkte, dass ihre Tränen seine Füße benetzten, konnte nichts sie halten und sie warf sich nieder, um seine Füße mit ihren Haaren zu trocknen. Danach salbte sie Jesus mit dem kostbarem Öl, das sie mitgebracht hatte, und goss es komplett über ihm aus, um ihm zu zeigen, wie wertvoll er für sie war. Und dann kommt es zu einem spannenden Gespräch zwischen Jesus und seinem Gastgeber:

Als der Pharisäer, der Jesus eingeladen hatte, das sah, dachte er: „Wenn dieser Mann wirklich ein Prophet wäre, würde er die Frau kennen, von der er sich da berühren lässt; er wüsste, was für eine sündige Person das ist.“ Da wandte sich Jesus zu ihm. „Simon“, sagte er, „ich habe dir etwas zu sagen.“ Simon erwiderte: „Meister, bitte sprich!“ – „Zwei Männer hatten Schulden bei einem Geldverleiher“, begann Jesus. „Der eine schuldete ihm fünfhundert Denare, der andere fünfzig. Keiner der beiden konnte seine Schulden zurückzahlen. Da erließ er sie ihnen. Was meinst du: Welcher von den beiden wird ihm gegenüber wohl größere Dankbarkeit empfinden?“ Simon antwortete: „Ich nehme an, der, dem er die größere Schuld erlassen hat.“ – „Richtig“, erwiderte Jesus. Dann wies er auf die Frau und sagte zu Simon: „Siehst du diese Frau? Ich bin in dein Haus gekommen, und du hast mir kein Wasser für meine Füße gereicht; sie aber hat meine Füße mit ihren Tränen benetzt und mit ihrem Haar getrocknet. Du hast mir keinen Kuss zur Begrüßung gegeben; sie aber hat, seit ich hier bin, nicht aufgehört, meine Füße zu küssen. Du hast meinen Kopf nicht einmal mit gewöhnlichem Öl gesalbt, sie aber hat meine Füße mit kostbarem Salböl gesalbt. Ich kann dir sagen, woher das kommt. Ihre vielen Sünden sind ihr vergeben worden, darum hat sie mir viel Liebe erwiesen. Wem aber wenig vergeben wird, der liebt auch wenig.“ Und zu der Frau sagte Jesus: „Deine Sünden sind dir vergeben.“ Die anderen Gäste fragten sich: „Wer ist dieser Mann, der sogar Sünden vergibt?“ Jesus aber sagte zu der Frau: „Dein Glaube hat dich gerettet.